



Telemachos

Fachbrief über Patenschaften und Mentoring

- Ausgabe 04/November 2016 -

In dieser Ausgabe

1. [Editorial](#)
2. [Fünf Fragen an... Hildegard Müller-Kohlenberg](#)
3. [So wirkt's: Vielfältige Effekte, vielschichtige Erklärungsansätze](#)
4. [So geht's: Wege der guten und wirksamen Praxis](#)
5. [Was war: Aus der Geschichte des Mentorings](#)
6. [Last but not least](#)
7. [Impressum](#)

[1. Editorial](#)

Liebe Leserin, lieber Leser!

Fernseher, Tortilla-Chips und besondere Manns-Bilder: Es sind durchaus lustige Assoziationen, die der Name unseres Fachbriefs bei einigen von Ihnen ausgelöst hat. Alles ist naheliegend: Von Telemachos zu Telefunken ist es nicht weit, und die Nachos und Machos stecken auch mit drin.

Obwohl das nichts mit Mentoring und Patenschaften zu tun hat – oder nur indirekt –, behalten wir den Namen bei. Wie wir am Anfang gesagt haben (siehe Ausgabe 1, online verfügbar): Im Zentrum steht hier der Einsatz für (junge) Menschen im Zentrum. Und Telemachos war, wenn man so will, das erste berühmte Patenkind – als Sohn des Odysseus, verewigt in den griechischen Mythologie, in Homers Epos. Und da der Fachbrief einen klaren Bildungsauftrag hat, sagen wir mal etwas trotzig: So können wir dafür sorgen, dass diese 'Urgeschichte' des Mentoring bekannt wird... Wir hoffen, wir können Ihnen auch diesmal neue Einsichten bescheren oder zur

Vertiefung Ihres Wissens beitragen. In diesem Sinne grüßt das Telemachos-Team des Netzwerks Berliner Kinderschaften e.V.

P.S.: Wir freuen uns über konstruktive Kritik und Feedback. Bitte nehmen Sie zu uns Kontakt auf über info@kipa-berlin.de.



[2. Fünf Fragen an...](#) [Hildegard Müller Kohlenberg](#)

„Die Kinder werden fröhlicher und offener“

Hildegard Müller-Kohlenberg, Diplom-Psychologin und emeritierte Professorin für Sozialpädagogik an der Universität Osnabrück, gründete im Jahr 2002 zusammen mit Kolleg/innen „Balu und Du“. Inzwischen an über 80 Standorten vertreten, ist es nicht nur das numerisch größte deutsche Mentorenprogramm für Kinder, sondern auch das am besten erforschte. Benannt ist es nach der Figur des Bären Balu aus dem Roman bzw. Film „Dschungelbuch“ (obwohl der/die idealtypische Mentor/in auch viel von den Eigenschaften des Panthers Baghira enthält). Zusätzlich zum umfassenden Einsatz für Balu und Du e.V., hat Prof. em. Dr. Hildegard Müller-Kohlenberg die „Deutschen Gesellschaft für Evaluation“ mitgegründet und die Frauenhausbewegung ehrenamtlich unterstützt. Für ihr Engagement wurde ihr im Jahr 2015 das Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.



Telemachos: Frau Professor Müller-Kohlenberg, Sie haben eine besondere Doppelrolle: Als erste Vorsitzende von Balu und Du e.V. sind sie zugleich erste Evaluatorin, die die Begleitforschung koordiniert. Wie lassen sich beide Positionen vereinbaren?

Hildegard Müller-Kohlenberg: „Mir ist sehr bewusst, dass von außen skeptisch auf meine Doppelrolle geschaut wird – so wie das bei Selbstevaluationen oft der Fall ist. Diejenigen, die ihr Projekt selbst auswerten, sind ja bisweilen nicht davor gefeit, etwas zu beschönigen. Als Autorin, die für die Deutsche Gesellschaft für Evaluation entsprechende Hinweise formuliert hat, weiß ich das.

Meine Aufgabe bestand in erster Linie darin, Studierende, die das Programm evaluierten, fachlich und methodisch zu begleiten. Den Rahmen dafür bietet ein Forschungskolloquium, in dem alle Studien, bislang an die 70, besprochen werden. Viele, die ihre Examensarbeiten über Balu und Du schreiben, sind selbst keine Mentoren.

Daneben gibt es externe Forschungsaktivitäten zu Balu und Du, auf die ich keinerlei Einfluss habe. Sowohl die Forschungsfragen wie auch das Design wird von den externen Forschern selbständig entwickelt. Und wer sich die Resultate anschaut, die etwa das Niedersächsische Institut für frühkindliche Bildung oder jüngst das Behavior and Inequality Research Institute (briq) publiziert hat, erkennt: Die externen Forscher weisen Effekte nach, die zum Teil über das hinausgehen, was wir selbst gefunden haben. So wussten wir zum Beispiel nicht, dass das Mentorenprogramm die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass ein Kind für den Besuch eines Gymnasiums empfohlen wird. Kosse und

Falk (Anm. der Red.: siehe Telemachos Ausgabe 2, hier) haben gezeigt, dass Mentees eher für diese Schulform eingestuft werden als Kinder aus der Vergleichsgruppe. Auch was die Nachhaltigkeit der Wirkungen anbelangt, konnten sie überzeugendere Effekte nachweisen als wir. Wir selbst waren offenbar vorsichtiger.“

Sie haben den Begriff Breitband-Angebot geprägt, um zu sagen: Ähnlich wie Antibiotika ein breites Spektrum an Bakterien erfassen kann, so kann Mentoring in multipler Weise die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen fördern. Was ist das Spektrum an Wirkungen, das Sie und Ihre Kolleg/innen bei Balu und Du nachweisen konnten?

„Was wir immer wieder finden, sei es in den Befragungen von Eltern, Lehrern oder der Kinder selbst, ist: Die begleiteten Kinder haben eine fröhlichere Grundstimmung. Ein enorm wichtiges Ergebnis, denn man weiß: Eine depressive Veranlagung kann sich verheerend auswirken – bis ins Erwachsenenalter hinein, bis hin zum Suizid.

Außerdem zeigt sich: Die Kinder werden offener und wissbegieriger, sie fragen mehr. Warum dies so ist, kann man vorerst nur mutmaßen. Wurde es den Kindern abtrainiert, haben sie keine zufriedenstellenden Antworten bekommen? Sicher ist nur, im Laufe des Projektes werden sie aufgeschlossener – für neue Situationen, für Phänomene der Natur und des menschlichen Miteinanders. Gerade die Eltern weisen auf diese Veränderung hin.

Und als ein weiteres Beispiel: Es gibt einen beachtlichen Effekt bei der Konzentrationsfähigkeit. Eine Wirkung, die schon ganz am Anfang von Balu und Du viele Eltern und Lehrer beobachtet haben und die wir in Tests bestätigen konnten: Die Kinder können sich besser konzentrieren. Auch diese Veränderung kam uns mysteriös vor. Wieso bewirkt ein wöchentliches Treffen mit recht unterschiedlichen Aktivitäten eine Verbesserung der Konzentration? Es könnte mit dem Konzept des 'shared attention' zusammenhängen. Das besagt: Wenn man sich gemeinsam auf etwas Drittes konzentriert - wie das die Gespanne beim gemeinsamen Spielen, Kochen etc. laufend tun -, dann steigt dadurch auch insgesamt die Fähigkeit des Kindes, die Aufmerksamkeit auf etwas zu richten.“

Bei welchen Ergebnissen waren Sie selbst überrascht – oder auch ernüchtert?

„Sehr erstaunt waren wir, als wir uns die Effekte auf die Konzentrationsfähigkeit näher anschauten. Die Effektstärken der Gesamtgruppe der Mentees, verglichen mit den Daten einer Kontrollgruppe in einer Vorher-Nachher-Untersuchung, fielen eher moderat aus. Ganz anders das Bild, wenn wir die Kinder betrachteten, die anfangs sehr starke Defizite hatten: In dieser Gruppe

gab es die größten Effekte. Die besonders beeinträchtigten Kinder profitierten am meisten.

Das ist ein Punkt, den auch andere Projekte beachten sollten, wenn sie evaluieren: Es lohnt sich, die unterschiedlichen Gruppen von Kindern getrennt zu betrachten. Wer immer nur die Gesamtgruppe auswertet, dem gehen solche Ergebnisse verloren – was sehr schade ist, in methodischer wie in pädagogischer Hinsicht. Kinder, die keine Probleme mit der Konzentration haben, können sich ja nicht oder nur kaum verbessern.

Anders als erwartet fiel auch das Ergebnis zum Fernsehkonsum aus: Der verändert sich nicht. Obwohl man das vielleicht hätte annehmen können, denn die Mentees entwickeln ja neue, andere Interessen. Allerdings konnten wir den Fernsehkonsum auch nicht direkt messen, sondern es gab nur die Selbstauskünfte der Kinder oder der Eltern.

Auch am Body-Mass-Index ändert sich nichts. Die Kinder lernen zwar bei den Treffen neue, gesunde Gerichte kennen, aber davon werden sie nicht nachweisbar schlanker. Damit steht Balu und Du allerdings nicht allein: Auch andere, nicht mit Mentoring arbeitende Projekte, die ausschließlich auf Gewichtsreduktion abzielen, erreichen kaum zufriedenstellende Ergebnisse.“

Wie kann die Forschung auf die Praxis des Mentorings zurückwirken? Und wo hilft sie nicht weiter?

„Die Forschung kann etwa darauf hinweisen, wo die Praxis mit falschen Annahmen arbeitet. So gingen wir davon aus, dass die Kinder, die zu uns vermittelt werden, in der Regel ein geringes Selbstwertgefühl und eine ungünstige Selbsteinschätzung haben. Doch es zeigte sich: Obwohl sie in schwierigen Lebensverhältnissen aufwachsen, muss damit nicht unbedingt ein negatives Selbstbild verbunden sein.

Nachdem wir das festgestellt hatten, gaben wir den Mentorinnen und Mentoren eine andere Orientierung mit. Statt wie sonst in pädagogischen Kontexten üblich, sollten sie nicht länger einfach ein positives Selbstwertgefühl fördern – nach der Maxime 'Kinder stärken' –, sondern es soll eine realistische Selbsteinschätzung angestrebt werden. Das ist zwar kein einfaches Ziel, aber eine wichtige Änderung, immerhin kann eine Selbstüberschätzung noch bis ins Erwachsenenalter erhalten bleiben und negativ wirken: Wird sie nicht korrigiert, kann das später nicht selten zu biographischen 'Katastrophen' führen.

Nehmen wir noch ein anderes Beispiel, bei dem die Forschung die Bedeutung pädagogischen Allgemeinwissens bestätigt: Es ist bekannt, dass ein 'laissez faire'-Stil in Schule oder Elternhaus den Kindern schaden kann. Ein Zusammenhang, den das Niedersächsische Institut für frühkindliche Bildung auch für Mentorenbeziehungen nachweisen konnte. Ergebnisse eines Haartests, der Auskunft über die Stressregulation der Mentees gibt (Anm. der

Red.: dazu unten mehr unter „So war's“), wurden dafür mit Daten aus den Tagebüchern, die bei uns alle Freiwilligen führen müssen, in Beziehung gesetzt. Klarer Fall: Obwohl im Programm das Freundschaftliche betont wird, ist es wichtig, ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Augenhöhe und Autorität zu finden. Gibt es dies, sind die Kinder weniger gestresst. Ungünstig ist dagegen, wenn die Kinder keine Grenzen erfahren und ihren Mentoren 'auf der Nase herum tanzen'.

Bleibt noch Ihre Frage, wann Forschungsergebnisse nicht weiterhelfen. Hier würde ich vielleicht einen Befund aufführen, der aus US-Studien stammt: Für die Stabilität eines Tandems hat es sich als besonders wichtig erwiesen, dass gemeinsame Interessen vorliegen.

Das aber kann nur für ältere Kinder und Jugendliche gelten, die schon mehr ausprobieren konnten. Wir zumindest haben viele Kinder im Programm, die noch kaum Interessen haben und diese erst mal ausbilden müssen. Am Anfang fragen wir natürlich nach Interessen – nur wird oft nichts genannt, gerade von Kindern, die viel vor dem Fernseher sitzen. Freiwillige erleben es, dass sie den Kindern erst einmal die Vielfalt der Erlebnismöglichkeiten aufzeigen müssen. Durch das Mentoring erleben diese Kinder ganz allmählich, was das Leben außerhalb der eigenen vier Wände zu bieten hat. War ein Kind zum ersten Mal im Wald und hat sich mit der Mentorin einen Bach angesehen, will es beim nächsten Treffen wieder in den Wald. Allmählich werden die Interessen dann immer breiter.“

Springen wir noch kurz zu einem Thema, das eine Grundfrage von Evaluationsforschung berührt. Von Beratungsagenturen wie phineo lernt man, dass zu einem wirksamkeitsorientierten Vorgehen zwingend dazugehört, vorab Ziele und Zwecke zu definieren. Sie plädieren stattdessen dafür, mit solchen vorgegebenen Zielformulierungen zurückhaltend zu sein. Warum?

„Für mich ist das ein problematischer Ansatz, wenn man bei Mentorenprogrammen zuerst Ziele vorgibt und dann nur deren Erreichung abfragt. Zum einen, weil die Mentees sehr unterschiedliche Ausgangspositionen haben. Für Hanna könnte es wichtig sein, ihre Schüchternheit zu überwinden, Lukas sollte dagegen zurückhaltender und empathischer werden. Infolgedessen sind auch die Ziele sehr unterschiedlich bzw. sollten es sein – eine Lektion, die uns nicht zuletzt die differenzierte Untersuchung unterschiedlicher (Extrem-)Gruppen, von denen ich eben sprach, erteilt hat. Hinzu kommt, dass sich die individuellen Ziele auch im Laufe des Projektjahres verändern können.

Zum anderen aber ist auch die gesamte Situation des Gespanns zu bedenken. Nehmen Sie den Fall, ein Mentee und seine Mentorin finden etwas, das sie brennend interessiert, aber das ursprünglich im Projektrahmen gar nicht so

angedacht war. Jede Beziehung ist ja anders.

Es gibt auch Hinweise darauf, dass ein 'instrumentelles' Verständnis von Mentoring, das sich auf die Erreichung von gesetzten Vorgaben bezieht, zu weniger günstigen Ergebnissen führt. Man sollte dabei nach Projekten unterscheiden: Geht es nur um das Lesenlernen, dann mag die Überprüfung der Fähigkeit, wie gut der Mentee danach lesen kann, ja sinnvoll sein. Völlig anders aber liegt die Sache, wenn etwa die Persönlichkeitsförderung als Ganzes gefördert werden soll.

Wir haben in der Evaluation immer ein breites Netz von Fragen und ausgeworfen und geschaut, wo etwas hängenbleibt und wo Veränderungen stattgefunden haben. Nur so sind wir auf das Ergebnis einer Breitbandwirkung gekommen. Wahrscheinlich hätten wir nicht bemerkt, wie vielfältig die Wirkungen eines individuellen Mentorenprogramm sind, wenn wir immer nur nach Ziel x und Ziel y geschaut hätten.“

[nach oben](#)

Quellen:

Zum Nachlesen: Die Webseite von Balu und Du listet etliche Studien auf, die bislang das Mentorenprogramm untersucht haben. Der Großteil davon ist erfreulicherweise online zugänglich, siehe [hier](#). Wer eine Zusammenfassung wichtiger Resultate sucht, der kann zum Beispiel den dort aufgeführten englischsprachigen Artikel von Müller-Kohlenberg/ Drexler von 2013 konsultieren. Und wer nur nach einigen zentralen Stichwörtern sucht, der wird [hier](#) fündig.



[3. So wirkt's: Vielfältige Effekte, vielschichtige Erklärungsansätze](#)

Beziehungen prägen, klar. Aber wie genau Mentor/innen die Entwicklung junger Menschen positiv beeinflussen, ist nicht leicht zu verstehen und schwer nachzuweisen. Die Wissenschaft hilft weiter.

Im Großen und Ganzen: Die Wirkung auf die Gesellschaft

Unter Impact versteht man nicht nur die Kollision von Himmelskörpern. In der Evaluationsforschung gebraucht man den Begriff auch, um die Wirkung sozialer Maßnahmen auf die Gesellschaft zu beschreiben.

Die Annahme dabei: Wenn Mentees sich wohler fühlen, mehr Selbstvertrauen oder bessere Noten haben, profitieren sie nicht nur selbst. Weil sie vielleicht andere Berufe ergreifen und besser mit sich und anderen zurechtkommen, wirkt sich das auch auf anderen Ebenen aus: auf Situationen in der Familie, in der Schule etwa, aber auch auf die Gesellschaft insgesamt. Denn wenn viele Heranwachsende sich dadurch besser entwickeln, mehrt das zum Beispiel die verfügbaren so genannten Humanressourcen. Oder, um nur einen von vielen Aspekten zu nennen, es werden Kosten gespart, im Gesundheits- oder Bildungswesen etwa.

Fragt sich nur, wie man das nachweisen soll - dass es auch für die Gesellschaft nicht folgenlos bleibt, wenn Mentor/innen und Kinder regelmäßig gemeinsam reden, spielen, Spaß haben?

Einen umfassenden Versuch, das für ein Mentorenprogramm genauer zu beantworten, liefert eine SROI-Analyse für Balu und Du. SROI steht dabei für Social Return on Investment, die so genannte Sozialrendite, die den längerfristigen monetären Gewinn eines Programms für die Gesellschaft angeben soll.

Das zentrale Ergebnis der im Jahr 2014 erschienenen Publikation von Clara Péron und Valentina Baldauf von der Value for good gmbH:

„Für das Mentoring-Programm Balu und Du lässt sich eine Sozialrendite von 4,25 bis 8,08 Euro je investiertem Euro prognostizieren.“ (S. 7)

Mit der Angabe einer Marge wollen die Autorinnen darauf hinweisen, dass das Ergebnis auch davon abhängt, welche Beteiligten man fokussiert. Handelt es sich etwa um Kinder aus eine „Extremgruppe“, dann ist eine höhere Sozialrendite anzunehmen. Geht es etwa um die, die besonders starke Defizite in der Konzentrationsfähigkeit haben und von der Förderung stärker profitieren, wie im Interview oben angesprochen, dann fällt der Gegenwert für jeden investierten Euro höher aus.

Einbezogen sind dabei auch die Wirkungen aufseiten der Mentor/innen, bei Balu und Du oft Studierende, die mit ihrem Engagement soziale Kompetenzen

schulen.

Unbedingt allerdings zu beachten: Das Ergebnis ist kein empirischer Befund!

Weil eine entsprechende Daten-Erhebung schwer realisierbar ist, beruht die angewandte (und umstrittene) Methode des SROI auf einer Kalkulation, einer Art Prognose, hier auf der Basis des gewählten Jahres 2012. Die Berechnungen gehen aus von den vorliegenden Forschungsergebnissen, die die empirische Basis für die Simulation bilden und extrapolieren diese. Ein komplexes Unterfangen, wie die über 80-seitige Studie zeigt.

[nach oben](#)

Zum Nachlesen: „Was bringt’s? SROI-Analyse des Mentoring-Programms Balu und Du“, Berlin 2014, lässt sich [hier](#) downloaden. Interessant sind nicht zuletzt die Seiten, auf denen Clara Péron und Valentina Baldauf einen Überblick über die gesammelten Studien-Ergebnisse des Programms liefern.



4. So geht´s: Wege der guten und wirksamen Praxis

Soziale Praxis lebt von Weiterentwicklung, von Antworten auf neue Herausforderungen. Hier ist Platz für innovative Formen und Ideen zu Mentoring.

Online-Tagebücher – wichtiges Begleitinstrument und wertvoller Datenschatz

Viele Studien über Balu und Du nutzen als Datenbasis die anonymisierten Texte, die die Mentor/innen in ein online-Tagebuch schreiben. „Inzwischen sind über 80.000 Tagebucheintragen zusammengekommen“, berichtet Hildegard

Müller-Kohlenberg. Für die Forschung ein idealer Datenfundus, auf den einige im Interview erwähnte Studie zurückgreifen.

Zugleich haben die Tagebücher einen praktischen Nutzen – als Begleitinstrument neben den Austauschtreffen und auch zur Kontrolle der Tandems.

Bei den wöchentlichen Eintragungen berichten die Freiwilligen über die Aktivitäten und reflektieren das Treffen nochmal. Das bleibt nicht ohne Resonanz: Die Koordination soll ebenfalls jede Woche den Bericht kommentieren.

Die Vorteile dieser Praxis formuliert Hildegard Müller-Kohlenberg so:

- „Wir bleiben so an den Tandems dran, wir müssen ja wissen, was der Stand der Dinge ist.“
- „Die Koordination erfährt, was vielleicht in den Austauschtreffen nicht erwähnt wurde.“
- „Viele Mentoren lernen es schätzen, so die Stunden mit dem Mentee nochmal zu reflektieren.“

Aber was sagen die Freiwilligen zu diesem zusätzlichen Aufwand? Bei den Mentor/innen, deren Engagement Teil eines Curriculums ist, gibt es einen wichtigen Anreiz. Die gemeinsam mit dem Kind verbrachte Zeit ist zwar ein reines Ehrenamt. Aber das Führen der Tagebücher und die Teilnahme am Begleitseminar werden als schulische oder akademische Leistung betrachtet, wofür es Credits oder einen Schein gibt. Bei denjenigen, die nicht in eine Bildungseinrichtung eingebunden sind, aber sich ebenfalls sowohl zum Tagebuchführen als auch zum Begleitseminar bereiterklären, ist natürlich der gesamte ehrenamtliche Aufwand erheblich. Deshalb, sagt Hildegard Müller-Kohlenberg, müsse man das vor der Entscheidung deutlich machen, damit keine Abbrüche wegen Überlastung der Mentoren eintreten.

Für mögliche Nachahmer/innen: Begonnen hat man damit, die Berichte der Mentor/innen via Mail zu empfangen. „Das geht auch, aber es ist natürlich weniger komfortabel.“ Dann ließ man sich eine Software programmieren. Die Freiwilligen können sich über die Webseite in ein entsprechendes Formular einloggen.

[nach oben](#)



5. Was war: Aus der Geschichte des Mentorings

Mentoringforschung – erstmals eine haarige Angelegenheit

Wie gewinnt die Forschung die erforderlichen Daten von Mentees und Mentor/innen? Bisher durch Interviews, Fragebögen und dergleichen.

Im Jahr 2012 wurde unseres Wissens zum ersten Mal ein so genannter somatischer Marker eingesetzt: 20 Balu und Du beteiligte Kinder mussten für eine Studie Haare abgeben – zur Bestimmung des Cortisol-Spiegels.

Aber warum mussten es Haare sein? Kurz gesagt: Über die Haare lässt sich am besten analysieren, wie viel Stress die Kinder hatten. Lange Zeit nutzte man Speichelproben. Daraus lässt sich aber nur der Wert entnehmen, der den akuten Stress-Zustand anzeigt. In jüngster Zeit ist es nun möglich geworden, in den Haaren einen längeren Verlauf der Cortisolwerte zu messen.

Wissenschaftlich gesprochen:

„Haarcortisol ist ein valider Indikator für die retrospektive Betrachtung von Langzeitstress“, schreiben H. Frankenberg und F. Aufhammer in ihrem Abschlussbericht.

Von Interesse waren diese Werte, weil sie die körperliche Stressregulation der Kinder mit den persönlichen Kompetenzen der Mentor/innen in Beziehung setzen wollten. Die Frage lautete: Wie wirkt sich das konkrete Verhalten der Erwachsenen auf den Stress der Kinder aus?

Ein Aspekt wurde bereits im Interview angedeutet: Ein Laissez-faire-Stil reduziert den Stress der Kinder nicht. Die eben erwähnten Autoren fassen einige ihrer Ergebnisse so zusammen:

„Der adäquate Umgang mit den Herausforderungen in den Mentoring-Beziehungen steht und fällt letztlich mit den sogenannten Selbststeuerungskompetenzen des Mentors, d. h. den Stressbewältigungsstrategien, der Fähigkeit zur Selbstberuhigung sowie zur Selbstmotivation und Vieles mehr.“ (S. 35)

„Der Mentor hat einen regulativen Einfluss auf die chronische Stressbelastung des Kindes.“ (...) Vermittelt wird dieser Sachverhalt über einen guten Zugang zum eigenen Selbst des Balu (des Mentors, Anm. der Red.). Der Balu hat also ein Gespür dafür, was er selbst möchte und welche Bedürfnisse andere Personen haben und vor allem, wie diese 'Bedürfniswelten' vereinbar sind mit dem besonderen Augenmerk, nicht eigene Interessen zu vernachlässigen. Gerade diese Eigenschaft des Selbstgespürs ist von elementarer Bedeutung für das Einlassen auf die Beziehung zum Mentee. Somit gelingt uns der Nachweis der Wirksamkeit der Effektivität des 'Balu und Du'-Programms auf neurobiologischer Ebene (...)

Die im Gespann vom Balu verspürte Nähe, dessen Anstrengungen zur Intensivierung und Festigung der Beziehung sowie die gemeinsame Zeit mit seinem Mentee so angenehm wie möglich zu gestalten und hier Räume für informelles Lernen zu ermöglichen, trägt entscheidend dazu bei, dass das Mogli (das Kind; Anm. der Red.) im Projektverlauf deutlich weniger Ärger und insgesamt weniger Stress erlebt.“ (S. 28)

[nach oben](#)

Zum Nachlesen: H. Frankenberg, F. Aufhammer: Auswirkungen des Mentoren-Programms „Balu und Du“ auf die körperliche Stressregulation unter besonderer Berücksichtigung persönlicher Mentoren-Kompetenzen. Osnabrück 2012. Der Abschlussbericht findet sich [hier](#) zum Download.

6. Last but not least

Im nächsten Telemachos interviewen wir die Britin Helen Colley. Sie hat eine Studie geschrieben, die zu den kritischsten Publikationen über Mentoring gehört. Viele, viele Stunden lang hat sie Tandems begleitet, die an einem Angebot teilnahmen, das sie „engagement mentoring“ nennt. Das einzige Ziel: Junge Menschen sollen in Arbeit gebracht werden. Colley zeigt: Das ist eine Vorgabe, die die Beteiligten oft in eine schwierige Lage manövriert, die Leid erzeugt. Am Ende lautet ein wesentlicher Befund:

„When young people are allowed to negotiate mentor relationships on the basis of their own needs and concerns, they usually perceive mentoring in a highly positive way, and can identify important benefits they have gained from their experience.“

Helen Colley: Mentoring for Social Inclusion. A critical approach to nurturing mentor relationships. London 2003, S. 162

[Impressum](#)

Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V.,
Fehmarner Str. 12, 13353 Berlin
Tel.: 030 22 06 35 26, Mobil: 0172 599 43 48,
Mail: info@kipa-berlin.de
www.kipa-berlin.de

Vorstand: Laura Bauer, Dr. Kerstin Falk, Florian Stenzel
Vereinsregisternummer: VR 31514
Steuernummer: 27/673/53968

Text: Bernd Schüler
Redaktion: Bernd Schüler, Gloria Amoruso, Florian Stenzel

Grafiken: Eva Lisette Zahneissen, mail@edelconfetti.de

Der Fachbrief "Telemachos" wird über die "Aktion Zusammen wachsen" des Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben in Köln finanziert.



[nach oben](#)

